



Das Ende

Von Georg Bünau



On der Stadt zum vesten Ambros Schenk auf Rosenburg ging es über Stock und Stein, durch dick und dünn. Hatte man die steile Kniebreche überwunden, nach der die Häcker über ihre Winzertsmauern die ausgelesenen Steine warfen, dann sah man wohl den Bergfrit aus der drüben liegenden, abermals talgetrennten und eingemuldeten Hochfläche ragen. Die Luft täuschte ihn näher heran, weil das vierkantige Ungetüm scharf und klar gegen den Himmel stand. Durch Schlehen- gedörn und auf Steingeschotter ging es an tückischen Kalksteinklippen wieder hinab und drüben durch verwachsesen Schluchtwerk wieder mühsam hinan. Auch die scheinbar ebene Bahn der Hochfläche führte auf lockerem Geröll dahin.

Wem sein Gaul lieb war, der stieg ab und führte ihn auf dem ganzen Weg am Halsterband. Die Klügeren, die es nicht mit der Burg, sondern bloß mit ihrem Herrn zu tun hatten, ließen ihm auch lieber durch einen Botenläufer Bescheid sagen, daß er in einer rittermäßigen Weinschenke der Stadt erwartet werde.

Denn auch die Haufung der Rosenburg lud nicht zum Vorspruch ein. Der Wein, den die zinspflichtigen Bauern dahin in die Keller brachten, war noch saurer als der, den sie für sich behielten, und die Hauswirtschaft schloß ihren Ring so eng und unstattlich um den Turm, daß es dagegen auf jedem Bauernlehen wie fürstlich aussah. Saß man im Wohnsälchen, so pfiff zumeist der Wind durch das Holz- und Lehmgefache, daß die Rüstungen an den Wänden klirrten. Das Wohn- und Stallgebäu hatte sich ja vor dem steten Sausen auf der Höhe in die Mulde zu ducken gesucht, aber das Wehen kam flussherauf von der freieren Seite und stieß sich hinten am Tannenwald ab.

Der flache Wassergraben, der die Mulde ringsum sperren sollte, war auf gesammeltes Regenwasser angewiesen, dessen grüner Überzug mißlich dunstete, und es gab kein Geläß im Schloß, wo man den Kühen, Schweinen, Hühnern und Gänsen entrückt war, die mit den Hunden um die Wette lärmten und den Hof zu einer großen Misere machten. Die Außenseiten waren Sturmmauern ohne Öffnungen und trugen vorgekragte, gezimmerte Wehrgänge.

Der vesten und stolze, aber wenig begüterte Ambros Schenk war in Sorgen.

Vor ein paar Jahren hatte er dem Turm ein Geschoß aufsezzen lassen, damit die Umschau weiter wurde. Der Schloßbub konnte so den Fluß hinabsehen bis

dahin, wo er geschlängelt ins Mainzische rann. Irgendwo lag dort immer ein Glanz darauf, aus dem sich die Frachtschiffe bemerkbar abhoben. Dann ging es auf den Klepper und mit kleinem Troß durch den Wald hinaüber zum Randecker und mit ihm auf Teilung hinab an die Grenze, wo die Frankfurter und die Rheinischen anlegen und erst abstapeln müssten. Die Reitknechte, die die Schiffe bergauf treidelten, waren stets bestochen und irgend einen Gewinn brachte man immer nach Haus, war es auch bloß eine erpreßte Abfindung.

Solches Handwerk war dem gefürsteten Bischof nicht genehm, aber er konnte sich auch nicht kraftvoll dagegen stellen, weil Gewinn und Brauch stärker waren als Ehrgefühl und Recht. Die Ritterschaft hing ihrem Raubgeschäft das windige Mäntelchen der Fehde um.

Lebthier trieb es der alternde Rosenburger mit Grimm. Von seinen drei Söhnen hatte er zwei in solcher Scheinfehde verloren. Den einen hatte man beim Entern eines widerspenstigen Schiffes erschlagen, den andern hatte mit Ross und Wehr der hochgehende Strom begraben.

Der dritte stand auf der Schwelle vom Knaben zum Jüngling. Er gab sich lieber mit Lesen und Schreiben ab und stat die meiste Zeit drunten im Dorf beim Pleban und dessen Büchern.

Wenn ihn der Vater sah, krampfte es ihm das Herz. Der Bub war nicht unscheinbar, aber rossfest wurde er nie; kaum daß er manchmal die Leiter zum Zimmereingang des Bergfrits hinauffand und in die Ferne zu spähen wußte. Und die beiden andern, waffengerechten hatten gehen müssen! Ihr Vater hatte es ihnen ohne Neid angesehen, daß sie etwas Besseres zu werden versprachen als er selbst geworden, und einer hätte beim reichen Randecker anheiraten können. Dann hätte sich, ein alter Wunsch der Rosenburger Schenken, der große Wald noch zu ihrem hizchen Land hinzuschlagen lassen.

Es gab manch ein unvernünftig Wettern in dem wands- und estrichbröckeligen, scheiben- und ladenklirrenden Wohnsälchen. Der Bub sei zu nichts nutz, es stecke kein Herr in ihm, und der Pfaff mache ihn gar zum Tagdieb. So müsse man Haus und Turm dem Troßvolk überlassen. Und immer wieder: warum hätten die beiden andern fortgemußt, die schon auf den Gäußen saßen?

War es so weit, dann schlug auch wohl die weichere Art des Stammfranken in Umbros Schenk durch, und der Schmerz um den Verlust trieb ihm Tropfen in die Augen. Dann ging seine Frau, die schweigend auf ihrer Holzbank gesessen, hinunter in die Ställe und nach den Hühnernestern, um sich ungesehen auszuweinen. Sie hatte ein vergeudetes Leben erheiratet; ihre Sippe gehörte zu den wenigen, die nicht aus dem Stegreif lebten.

Und heimlich hoffte sie, der Übergebliebene solle beim Bischof die Gnade wieder finden, die sein Vater längst verscherzt hatte, und einmal ein ehrlicher Pfleger oder sonstiger bischöflicher Mann werden, bei dem sie ihre Tage in Ruhe beschließen könne.

Im Tal wallten die Frühjahrsnebel. Man sah vom Bergfrit auf sie herab wie auf ein ins Riesige verbreitertes Fluszbett, aber kein Schiffsmast stieß durch.

Die häuerliche Enge des Burghöfchens benahm dem sattelgewohnten Rosenburger die Luft. Er dachte an einen Strafenritt aufs Geradewohl, dann wieder an eine Weinkumpanei drüber in der Stadt. Aber er scheute die Versäumnis guter Gelegenheit. Die Winterazung ging zur Neige, und die Bauern waren, Teuerung behauptend, widerborstig. Nur mit Geld und Tausch ließen sich Speicher und Keller bis zur Ernte auffüllen.

In aller Frühe fiel er wieder in sein Toben, noch ehe der, an dem es stets hingen blieb, hinüber ins Tälchen zum Pleban gefunden. Nun kroch der Junker scheu hinauf in den Turm: der Torknecht wollte ihm das Grabenbrückchen nicht hochleieren.

Während das Schelten noch in den Hof herab drang, schrie ein Vate um Einlaß über den Graben. Er kam aus der Stadt vom Ritterschaftskanzler und hatte es eilig wegen weiteren Weges.

Der Rosenburger fluchte ihm, als er ihn angehört, weidlich nach. Dann wurde er merkwürdig ruhig und gemessen. Der flinkste Troßbub mußte laufen was er konnte, um aus der Vorstadt zwei Zimmerleute zu holen.

Gegen Mittag waren sie da und stiegen auf den Bergfrit. Es galt, ringsum auf die Kragsteine den Erkergang zu setzen, der, solange nicht Not am Mann, auseinandergenommen hinter dem Schuppen lag. Ein Beilen und Klopfen hub an, einer der Männer kreiste am Seil rings um den Kasten, dessen überhängender Boden mit neuen Guss- und Wurksklappen eingezimmert wurde. Dann breiteten die Troßbuben zähe Rasenerde auf die Erkerdächer.

In gleicher Art gings an die Wehrgänge rings um die Sturmmauer, und die anderen Dächerien wurden mit nassem Lehm zwischen den Hohlziegelsreihen ausgestrichen. Heidi! pfiff der alte Armbrustknecht, soll's vielleicht Pechkränze regnen? Aber er wußte Bescheid und brachte die Zimmerleute auf den Schwung, die ihm manches zu liederlich machten.

Sein Herr stieg aufs Roß und nahm den Alten mit vor das Tor. „Vor zwei Tagen,“ sagte er zu ihm, „sind sie nicht hier. Die drunten werden nicht anfangen. Ich hab, nichts mit ihnen, und zu holen ist nichts. Ich reit' zum Bischof und bleib' die Nacht auf der Ritterschaftsstube im Schottenhof. In der Früh' bin ich zurück.“

* * *

Der Bischof ging nicht mehr aus der sicheren Bergfeste herunter. Als der Rosenburger anritt, zogen Dutzende aus dem Gau schon wieder hinab in die Stadt zur großen Ratschlagung.

Dem Bischof droben, meinten sie, sei bei seinen Feldschlangen und Hakenbüchsen nicht bange, sie sollten für sich selbst sorgen und der Stadt nicht trauen, in ihren Stadthäusern sei nichts sicher.

Also: die Bauern wären vom Schwäbischen und aus dem Odenwald her auf dem Weg. Zu erschlagen seien sie leicht, aber Brandpech und Werg führten sie wagenweis mit sich und Wurfschneller, aus denen die Pechkränze aufs höchste und zu hinterst gelegene Dach flögen.

Auf dem mühsamen, lange nicht mehr geübten Herüberritt war es wie Neue und Leid über den Umbros Schenk gekommen. Von dem einzigen Sohn aus, der ihm geblieben, dachte er die Geschlechtsleiter der Schenken zurück. Wahrhaftig, sie waren Leute gewesen, die stolz genug dastanden im Gau und am Hof, und ihre Grabsteine mit den harten Gesichtern waren in einem halben Dutzend Gau- und Stadtkirchen zu sehen. Was sollte es mit dem Buben, was mit dem Geschlecht werden und dem festen Turm, den man hier oben vom Landesschloß in seiner ganzen drohenden Höhe sah?

Er überwand sich und bestach den Schreiber in des Bischofs Borgemach auf Einlaß.

Einen freundlichen Herrn fand er nicht. Als er ihn mit bedachter Nachgiebigkeit zum Sprechen gebracht, war es eine kurze Entgegnung. Er solle zur Vesper wiederkommen, weil es um den Junker gehe. Dessen Mutter, der Erb-Boitin, zu Liebe wolle sich der Bischof manches überlegen.

Als die Dämmerung anhüb, stand der Schenk wieder vor seinem Herrn. Es hatte ihm kein Trunk geschmeckt in der Ritterstube, und er hatte dort kein aufmunterndes Gesicht gesehen.

„Seht Ihr wohl,“ sagte der Bischof, der gleich dem Rosenburger aus ur-altem, aber einfachem Rittergeschlecht war, „daß ich zu finden bin! Ihr klagt, daß Euer Geschlecht zerfallen will, und daß das Kind, das Euch geblieben, die Burg nicht halten kann. Gut: wenn's drüben vor den Tannen aus ist mit den Rosenburgern: ich nehm ihn; erst in die Schule, dann an den Hof . . . ungeistlich, damit das Geschlecht mit Gottes Willen erhalten bleibt. Aber mit dem Schiffe-verennen ist's vorbei. Über dem gemeinen Volk kann kein bischöflicher Amtmann oder Richter sitzen, dessen Vater sich im Stegreif nährt.

Seid ihr nicht erhaft mein Schenk, und muß es nicht längst ein anderer sein, weil ihr das Gewissen zu schlecht habt, mir des Jahrs ein Dutzend Mal aufzuwarten? Ich weiß, was Ihr meint. Aber ein Schenk auf diesem Schloß ist kein Mundknecht, er ist erst recht ein Herr, wenn er's richtig meint und nimmt.

Übersteht's gut mit den rebellischen Bauern und schick mir den Junker. Und macht's mit der Boitin ab, ob ihr Euch nicht in ein Stadthaus setzen wollt. Ich geb' Euch eines davon an das Rosenburger Lehen und mache einen Landsturm aus dem festen Steinkloß.“

Der Bischof trat unwillkürlich ans Fenster, um nach dem Turm zu sehen.

„Gnad' Euch Gott,“ rief er aus, „kommt her in den Erker und schaut hinüber. Sie haben euch den roten Hahn auf die Dächer gesetzt.“

Drüben vor dem nachtschwarzen Getänn hob sich der Brand deutlich ab. Der Turm stand unversehrt, von den Flammen der Gebäude rund um ihn erkennbar beleuchtet.

„Lebt wohl, Herr,“ rang es sich aus den blaßgewordenen Lippen des Ritters, „und halte mir die Arme auf, daß ich mit Weib und Kind hineinlaufen kann. Gott vergelt's Euch. Und wenn ihr nächsthin uns mit Streitkolben und Armbrust auf Guerm Berg braucht, ich bin da.“

Als er an seine Burghöhe kam, waren alle Pfade durch Dornenverhaue verlegt. Fluß ab und auf ging ein rötlicher Schein hoch. Das Sengen und Brennen hatte überall begonnen, von den Einheimischen war auf zugeschickte Botschaften hin rasche Vorarbeit gemacht worden, indes die Ritterschaft beratend in der Stadt saß.

Auf dem weiten Umweg, den der Rosenburger von der Rückseite her zu seinem Schloß nehmen mußte, sah er fernher auch das des Randekers brennen.

Bei sich selbst fand er nichts zu retten, aber des Jammers genug.

Mit Mühe spornte er den vor der Glut scheuenden Gaul über den Flachgraben, und vom Bergfrit aus, auf den man ihn an einem Seil zog, sah er in das verglimmende Gut. Nur das Steinwerk widerstand noch den Flammen und den Brecheisen. Um Turm war die Glut rufend emporgequalmt, noch strahlte er die Hitze zurück. Über die Flammennähe hatte die Rotte abgehalten, in ihn einzudringen.

Alles im Schloß war noch rechtzeitig in den Turm geflüchtet. Mit vereinten Kräften hatten sie dann die Einfsteigtreppe weit ab geworfen und das doppelte Sperrzeug hinter der eisenbeschlagenen Pforte eingelassen. Und dem Bauern, der vor Hochgang des Feuers mit Axt und Fackel auf einer Leiter an den Einstieg wollte, war von oben aus der Erkerfenster ein Stein aufs Haupt gewuchtet, daß er sich in der Luft überschlug und für immer des Aufstehens vergaß.

Geworfen war der Stein vom Junker, der sich, allen voraus, in den Wehrüberbau gedrängt. Über nach getanem Wurf war dem Mutigen ein Armbrustholzen in den hinausgebeugten Kopf gesaust.

Bleich lag er da auf dem inneren Binnengang, den Nachthimmel über sich, dem unfehlbaren Tod nah. Keiner wagte es, das widerhafte Geschöß aus der Stirne zu ziehen.

Die Augen des Sterbenden erkannten den Vater, der sich jetzt über ihn beugte. Im Todeskampf suchte er seine Hand. „Ich will auch ein Wehrhafter sein“, sagte er mit der letzten Kraft, und die Hand verzuckte in der, die sie hielt.

